

Bibelarbeit zu Apostelgeschichte 6, 1-7 **beim 5. AMD-Kongress für Theologinnen und Theologen** **am 26. September 2012 in Dortmund**

Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen

- Es gilt das gesprochene Wort! -

1 In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung.

2 Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen.

3 Darum, ihr lieben Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst.

4 Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.

5 Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen aus Antiochia.

6 Diese Männer stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten die Hände auf sie.

7 Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

1. Freude erstickt

In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm...

Wie das schon losgeht! Beinahe märchenhaft für unsere Ohren.

„Es war einmal ...“: Die Zahl der Gemeindeglieder nimmt zu!

Die Gemeinde wächst. Das ist zum Neidischwerden. Keine Rede von Geburtenrückgang, von alternder Gesellschaft, von Kirchenaustritten, von Personalabbau, von überflüssigen Gebäuden oder Strukturreformen.

Die Gemeinde wächst. Wie bei unseren ökumenischen Partnern in Afrika und Asien. Und wie nur noch in ganz vereinzelt Gemeinden hier bei uns. Es ist zum Neidischwerden.

Allerdings: Mit der Zahl der Gemeindeglieder wächst auch die Unzufriedenheit. Einige kommen zu kurz, lesen wir.

Fühlen sich schlecht behandelt, übersehen, übergangen sogar.

Wenn eine Gemeinde wächst, wachsen auch die Aufgaben.

Das leuchtet ein.

Paradoxerweise wachsen die Aufgaben auch bei uns – obwohl die Gemeindegliederzahlen abnehmen. Die Pfarrerinnen und Pfarrer hierzulande wissen ein Lied davon zu singen: die Gemeindeglieder

insgesamt werden weniger, aber die Gemeindegliederzahl pro Pfarrstelle steigt. In Westfalen sind es bald 3000 – und die Tendenz geht weiter nach oben. Zur Zeit sind noch fast 2000 Pfarrfrauen und Pfarrer in der Evangelischen Kirche von Westfalen beschäftigt; um 2030 – also in 18 Jahren – werden wir wohl nur noch etwa 800 bezahlen können.

Das stimmt nicht nur nachdenklich. Das macht Angst.

Wie soll das gehen, wenn immer weniger Hauptamtliche für immer mehr Menschen zuständig sind? Pfarrfrauen und Pfarrer spüren an sich selber: Da brennen nur noch die Probleme, aber nicht mehr das Herz.

Schlimm, wenn in der Verkündigung des Evangeliums das eigene Herz nicht mehr Feuer fängt.

Wenn der Alltag so voll ist, dass das Herz gehetzt wird und eng.

Wer dauernd überfordert ist, ohne Muße, ohne Freiräume – der hat bald keine Ideen mehr.

Die Freude am Tun bleibt auf der Strecke.

In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm... :

Die Aufgaben wachsen.

Es läuft nicht mehr rund.

Eine Krise bahnt sich an.

Auch damals in Jerusalem.

2. Krisenzeiten

In Krisenzeiten ist es gut, die Schrift zu kennen. Und in ihr nach Orientierung zu suchen. Der jüdische Religionswissenschaftler und Neutestamentler David Flusser (1917-2000) sagt: Das Alte Testament ist ein wunderbares Buch mit vielen wichtigen Texten. Man kann es auch verstehen, wenn man nicht Hebräisch beherrscht. „Aber“, fügte er hinzu, „wie will einer das *Neue Testament* verstehen, wenn er nicht Hebräisch kann?“¹

In der Tat verstehen wir das griechische Testament höchst unzureichend ohne das hebräische - und ohne die jüdische Tradition. Ohne das Alte Testament erschließt sich auch die Krise nicht recht, von der die Apostelgeschichte in unserem Bibeltext erzählt.

Darum werde ich im Laufe der Bibelarbeit immer mal wieder einen Seitenblick in das vierte Buch Mose werfen. Genauer gesagt: In Numeri 11. Ein wildes Kapitel Bibel ist das - voller Lust und Frust, voller Todessehnsucht und Lebensfreude, voller menschlicher Gier und göttlicher Begeisterung. Eine Erzählung, die durch die Verse unseres neutestamentlichen Textes geradezu hindurchscheint und in ihm mitklingt.

In Numeri 11 wird von Mose erzählt. Bereits bei dem bahnte sich damals – so ähnlich wie in der christlichen Urgemeinde in Jerusalem – eine Krise an. Man könnte sagen: Mose hatte die Faxen dicke. Und weit davon entfernt sind die zwölf Apostel in Jerusalem auch nicht mehr. Mose hat sich gekümmert um seine Leute; er hat sie nach Kräften versorgt. Sogar in der

¹ Aus Jürgen Ebach, Schriftstücke – Biblische Miniaturen; Gütersloh 2010 S. 195

Wüste wurden sie täglich satt - vom Manna, einem Abfallprodukt der Schildläuse aus dem Saft der Tamarisken. Dem Volk aber war das Manna längst zum einem lausigen Mahl geworden. Ja, es machte satt, aber das genügte ihnen nicht mehr. Sie wollen Fleisch. Mose gerät an seine Grenzen. Die Last der Leitung wird ihm zu schwer. Die Unzufriedenheit um ihn herum nimmt ihm alle Lust. Das Volk kommt ihm wie ein gefräßiges Baby vor, das ihn aussaugt wie eine Amme. So absurd das Bild - Mose eine männliche Amme, ein Ammerich – so groß seine Verzweiflung: Töte mich lieber! Erwürge mich, Gott! Ich will lieber nicht mehr leben, als diese tägliche Überforderung weiter auszuhalten. Am liebsten würde er alles hinschmeißen.

So geht es in unseren Kirchengemeinden vielen, die Verantwortung tragen. Auch große Begabung, auch große Begeisterung, auch große Ausstrahlung schützen nicht davor, in eine solche Überlastungskrise zu geraten.

Worin besteht aber nun genau das Problem in der jungen Christengemeinde in Jerusalem, in der *die Zahl der Jünger zunahm*? Wie kommt es dort zur Krise?

Es erhob sich *ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung* (v 1).

Unter den Judenchristen zu Jerusalem gibt es zwei Gruppen:

Die Bodenständigen reden wie selbstverständlich hebräisch (also aramäisch) – und sie sehen sich selbst als die „eentlichen“ Hebräer. Schon allein deshalb, weil sie die damalige Bibel in ihrer Originalsprache lesen und verstehen können.

Daneben gibt es die griechisch sprechenden Diasporajuden, die Hellenisten. Sie wurden offenbar als zweitklassig betrachtet – weil sie die Sprache der Väter und Mütter im Glauben nicht beherrschen und weil ihnen die heiligen Schriften nur in der Übersetzung der Septuaginta zugänglich sind.

Gerade in diesen Kreisen gab es wohl eine tiefe Sehnsucht nach der Stadt Davids, in der Jesus lehrte und starb, und nach dem Tempel.

Viele von ihnen sind deshalb im fortgeschrittenen Alter nach Jerusalem gezogen, um dort zu sterben und eine letzte Ruhestätte zu finden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass gerade auf diese ethnisch und sozial minderrangigen, aber leidenschaftlich frommen Diasporajuden die Botschaft Jesu von der Liebe und Güte Gottes besonders faszinierend wirkte.

Sie sprachen eine andere Sprache, sie gehörten nicht richtig dazu.

Wie ist das in unseren Gemeinden mit den unterschiedlichen Gruppen und Sprachen?

Sprachkonflikte können auch zwischen unterschiedlichen Altersgruppen bestehen, zwischen verschiedenen sozialen Schichten, zwischen Kerngemeinde und Grenzgängern, zwischen Theologinnen und

Nichttheologen, zwischen Menschen unterschiedlicher religiöser Sozialisation.

Wie ist das, wenn der Jargon der Jugendlichen für die Alten nicht verständlich ist; wenn die Frommen in der Gemeinde ein anderes Vokabular von der jungen Pfarrerin erwarten; wenn die Eltern der Konfirmanden keine Auskunft geben können über ihren Glauben; wenn ein nicht akademisch gebildeter Mensch der Predigt am Sonntagmorgen nicht folgen kann?

Es erhob sich *ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung* (v 1).

Die soziale Schärfe dieses Problems tritt vor Augen, wenn wir uns in Erinnerung rufen: Das Alte Testament nennt, wenn es um die Schwächsten geht, immer wieder drei Personengruppen: *Witwen, Waisen und Fremde*. In einem Atemzug werden die „Fremdlinge“ - Menschen mit „Migrationshintergrund“ also - mit Witwen und Waisen genannt. Alle drei Gruppen brauchten besonderen Schutz. Sie waren auf Hilfe und Unterstützung angewiesen. Hinter ihnen stand keine Familie, keine Sippe. Sie konnten sich nicht selbst versorgen. Deshalb tritt Gott selbst für diese Schutzlosen ein. Gott ist ihr Rückhalt und ihr Anwalt.

Das weiß auch die frühe Christengemeinde in Jerusalem. Und doch werden die Witwen vernachlässigt. Und zwar diejenigen Witwen, die von auswärts kommen, die griechisch sprechen. Das verschärft das Problem: Sie sind Witwen – und sie sind fremd.

Wen mögen wir *übersehen*? Und *übergehen*?

Wer wartet darauf, von uns wahrgenommen und ernst genommen zu werden?

3. Flexible Strukturen

Sie haben offensichtlich ein Versorgungsproblem in Jerusalem.

Da kommen Gemeindeglieder zu kurz.

Da werden Gemeindeglieder übersehen.

Und doch sagen die Zwölf, das Leitungsteam der Gemeinde:

Es ist nicht okay, aber darum können wir uns nicht auch noch kümmern.

Das wird für uns zu viel.

Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen. (v.2)

Das könnte klingen wie: Wir müssen Prioritäten setzen.

Die Verkündigung hat Vorrang.

Es darf nicht sein, dass wir das Eigentliche über dem weniger Wichtigen versäumen.

Der Dienst am Wort zählt mehr als der Versorgungsdienst für die Bedürftigen.

Das genau sagen sie gerade nicht.

Im Gegenteil.

Was die Zwölf im Folgenden tun, weist in eine deutlich andere Richtung.

Es hat seinen Anhalt an der Schrift und im Auftrag des Herrn. Und da

besteht nicht der geringste Zweifel: Gott ist der Anwalt der Schutzlosen.

Und Christus sagt: *Was ihr getan habt diesen meinen geringsten*

Schwestern und Brüdern, das habt ihr mir getan. (Matthäus 25,40)

Darum kann es nicht so bleiben, dass Witwen fremder Herkunft in der

Gemeinde schlechter versorgt werden. Weil dieser Dienst der Versorgung

so eminent wichtig ist, kann er nicht einfach mit links von den Zwölfen mit

erledigt werden. Das Versorgungsproblem in Jerusalem schreit nach einer

angemessenen Lösung, die trägt. Ein dürftiger Notstopfen hilft nicht.

Die Murrenden haben Recht.

In Krisenzeiten ist es gut, die Schrift zu kennen.

Noch einmal Numeri 11: Mose hört das Murren der Leute. Er nimmt es

ernst. Und klagt Gott sein Leid.

Und Mose sprach zum Herrn... - Und der Herr sprach zu Mose.

Gott und Mensch im Zwiegespräch. Gott bedauert Mose nicht. Er entlässt

ihn weder aus der Verantwortung noch setzt er einen anderen an seine

Stelle; er schickt auch keine Legionen von Engeln. Auch hören wir kein

schulterklopfendes: „Das schaffst du doch! Denk dran, was alles in dir

steckt!“ Gott fordert Mose auf, siebzig Männer zu berufen. Siebzig

Männer, die ihn in seiner Leitungsverantwortung unterstützen.

In Jerusalem sind es statt siebzig sieben Männer, nach denen die Zwölf

Ausschau halten:

Darum, ihr lieben Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer

Mitte, die einen guten Ruf haben und voll heiligen Geistes und Weisheit

sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst. (V.3)

4. Transparenz

Interessant zu beobachten, wodurch diese Bestellung von sieben Männern

zum *Tischdienst* ausgelöst wird. Die griechischen Juden hatten sich nicht

offiziell beschwert, sie hatten weder eine Eingabe an die Zwölf gemacht

noch das offene Gespräch gesucht. Es *erhob sich ein Murren ...* (V.1)

Es wird genörgelt, gequengelt, gemeckert. Schlechte Stimmung breitet

sich aus. Ähnlich wie in Numeri 11. Dort will das Volk Fleisch. Aber die

Bedürfnisse werden nicht öffentlich geäußert. Eher stickum. Das berühmte

Knurren und Murren. Sippenweise klagt das Volk – jeweils vor dem

eigenen Zelt. Larmoyante Grundstimmung ohne Transparenz und

Zivilcourage, hintenrum nach dem Motto: „Man sagt“ . Das kennen wir

irgendwie.

Und wie reagiert die Leitung? Mit Klarheit und Transparenz.

Eine Versammlung wird anberaumt. Das Murren kann sich in einem geordneten Rahmen artikulieren. *Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen...* (v.2) Gemeindeversammlung ist angesagt. Und die Leitung macht einen Vorschlag, wie das Problem angegangen werden kann: *Seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte...* (v.3) In der frühen Christengemeinde gilt offenbar das Mitspracherecht. Die Leitung macht Vorschläge. Die Versammlung verhält sich dazu: *Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut...* (v.5). Und sie bestimmt mit. Aus der Mitte der Gemeindeversammlung werden geeignete Kandidaten benannt (v.3) und von der Versammlung gewählt (v.5).

5. Anforderungsprofile

Bei der Auswahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gelten genau definierte Kriterien:

Darum, ihr lieben Brüder – so lesen wir – seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst. (v.3)

Das ist ein klares Anforderungsprofil: Vom Heiligen Geist durchdrungen sollen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sein - und einen guten Ruf müssen sie haben.

Fangen wir beim vermeintlich Schwierigeren an: Beim Heiligen Geist.

Auch in Numeri 11 spielt der Geist Gottes die entscheidende Rolle.

Sammele mir siebzig Männer..., heißt es da, *bringe sie vor die Stiftshütte, stelle sie dort vor dich. Sammele..., bringe..., stelle...*- das ist die Aufgabe des Mose. Aber hier endet sie auch - und Gottes Werk beginnt: *so will ich herniederkommen und dort mit dir reden und von deinem Geist, der auf dir ist, nehmen und auf sie legen*: Gottes Handeln ist für Menschen unverfügbar. Wie ansteckendes Licht breitet sich Gottes Geist von Mose her bei den Versammelten aus, wie Licht wird der Geist geteilt - und wird beim Teilen immer mehr. Ein Bild wie Pfingsten. Feuerflammen entzünden Geist und Herzen der Menschen. Brannte nicht unser Herz? Gottes Geist befähigt Menschen, gemeinsam mit Mose die Last zu tragen. Gott entfacht in Verzagten wieder Feuer und weckt die Lebensgeister. *Und als der Geist auf ihnen ruhte, gerieten sie in Verzückung* – so wird erzählt. Verzückung, Ekstase heißt außer sich sein. Erfüllt von Gottes Geist geraten Menschen außer sich - und kommen just darin zu sich. Das Ausbrennen hat ein Ende. Das Herz kann wieder Feuer fangen.

Doch kann sich dabei ein anderes Problem auftun. Numeri 11 erzählt von zwei unbekanntenen Gesellen. *Es waren aber noch zwei Männer im Lager geblieben; der eine hieß Eldad, der andere Medad.* Eigentlich bedürften diese beiden gar keiner Erwähnung.

Wenn nicht – ja - wenn nicht der Geist auch über sie gekommen wäre. Allein: Sie waren nicht zur rechten Zeit am rechten Ort. Zu Hause waren sie geblieben und nicht an der Stiftshütte. Sie gehörten nicht zu den auserwählten Siebzig.

Mose, mein Herr, wehre ihnen, fordert Josua. Konsequenterweise. Die waren doch gar nicht an der Stiftshütte. Die gehören nicht dazu. Sammle..., bringe..., stelle ... – aber bitte einen klar definierten Kreis! Gottes Geist ist zu kostbar. Er darf nicht verschwendet werden.

Es war und bleibt wohl immer ein Problem, Grenzlinien zu ziehen. Gottes Geist überschreitet nun mal Grenzen. Fassungslos waren die Menschen zu Pfingsten und fragten: *Was soll das bedeuten?* Andere aber spotteten und sagten: *Die sind voll des süßen Weins.*

Hilft da das andere Kriterium bei der Auswahl? Berufene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen *einen guten Ruf haben*. So steht es auch in unserer Kirchenordnung. Artikel 36 der KO der EKvW verfügt, dass das Presbyteramt nur solchen Gemeindegliedern übertragen werden kann, die -u.a. - *einen guten Ruf in der Gemeinde besitzen*. Worin besteht der gute Ruf genau? Ist er fassbar – oder ist er so unbestimmt wie das Knurren und Murren der Menge? Geht es beim guten Ruf um Anerkennung in der Gesellschaft, um Einfluss und Macht? Sind umtriebige Netzwerker gesucht mit Kontakten überallhin? Oder geht es um wirtschaftlich-ökonomische Tugenden wie Fleiß, Leistungsbereitschaft und wirtschaftlichen Umgang mit Ressourcen? Speist der gute Ruf sich aus Hilfsbereitschaft, Besonnenheit und Nächstenliebe? Fehlte es Eldad und Medad am Ende am guten Ruf – dass Josua so massiv gegen ihre Be-geisterung intervenierte? Mose antwortete ihm damals: *„Wollte Gott, dass alle im Volk des Herrn Propheten wären und der Herr seinen Geist über sie kommen ließe!“*

Schauen wir in den Kontext von Apostelgeschichte 6. *In diesen Tagen aber* – so hebt unsere Perikope an. In welchen Tagen spielt die beschriebene Szene? Die Apostel waren vor den Hohen Rat zitiert worden und hatten sich unmissverständlich zum gekreuzigten und auferstandenen Herrn bekannt. Das Verbot des Hohen Rats, Christus zu verkündigen, hatten sie mit dem Satz ausgehebelt: *Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen*. Nur durch die Intervention des Pharisäers Gamaliel waren sie dem Märtyrertod entkommen. Man hatte sie „nur“ gezeißelt und ihnen geboten, nicht mehr im Namen Jesu zu reden. *Sie gingen aber fröhlich von dem Hohen Rat fort, weil sie würdig gewesen waren, um Seines Namens willen Schmach zu leiden*, lesen wir unmittelbar bevor unser Textabschnitt beginnt. (Apostelgeschichte 5,41)

In diesen Tagen spielt unsere Szene. Einen guten Ruf hat offenbar, wer sich allen Widrigkeiten zum Trotz zu Christus bekennt. Wieder bestätigt ein Seitenblick auf Numeri 11 ganz Ähnliches: Siebzig *Amtleute* soll Mose sammeln, bringen, stellen. *Amtleute* sollen es sein, Leute also, die bereits in Ägypten Anwälte der hebräischen Sklaven gewesen waren - und sich für das Volk hatten prügeln lassen. Einen guten Ruf hat, *wer bereit ist zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist* (1. Petrus 3,15).

6. Auftragsorientierung

So ist es nicht verwunderlich, dass die Zwölf diesen Satz in das Zentrum der Gemeindeversammlung stellen: *Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen* (v.2). Apostel dürfen das Wort Gottes nicht vernachlässigen. Sie sind Zeugen Jesu Christi. Sie geben Rechenschaft über die Hoffnung, die in ihnen ist. Es ist ihr apostolisches Amt, das Evangelium weiterzusagen und es auszubreiten. Eberhard Jüngel brachte es auf den Punkt: Eine Kirche ohne Mission hat Herzrhythmusstörungen.²

Im Kirchbild der EKvW (Unsere Geschichte, unser Selbstverständnis S. 23) heißt es: *Die Kirche Jesu Christi ist apostolisch, weil sie vom Wort Gottes lebt, das uns in dem von den Aposteln bezeugten Evangelium überliefert ist.* Wir leben aus dem Zeugnis der Apostel. Wir hören die Stimme ihrer Hoffnung und sprechen ihnen nach, noch ehe unser Herz an ihren Glauben heranreicht. Wir glauben ihrer Botschaft –zuerst gewissermaßen – „auf Probe“ und lernen so, selbst zu glauben. Der Glaube der Apostel – auch in Versagen, Verfolgung, Furcht, Zittern und Zweifel – hilft unserem Glauben. Wir können glauben, weil sie nicht aufhörten zu glauben. Durch Anfechtungen gegangener Glaube überzeugt. So wird der Glaube weitergegeben. Gut, dass die Apostel damals in Jerusalem nicht den Tischdienst übernommen haben. Sonst hätten sie Entscheidendes versäumt.

Der Tischdienst ist nichts Untergeordnetes oder Zweitrangiges. In unserem Text wird beides gleichermaßen als *diakonia = Dienst* bezeichnet: Der Verkündigungsdienst am Wort und der Versorgungsdienst bei Tisch.

7. Zeugenschaft

Glaube, Hoffnung und Liebe zusammenhalten, das Evangelium zu bezeugen in Wort und Tat – so verstehen auch die sieben zum Tischdienst gewählten Männer ihren Auftrag. Alle werden sie namentlich genannt – wie schon Eldad und Medad in sehr viel früheren Zeiten. Die Apostel beten für die Sieben und legen ihnen die Hände auf. So werden sie zu ihrem Dienst berufen und öffentlich beauftragt. Auch ihnen werden die Hände aufgelegt; die Diakone sind Segensträger wie die Apostel.

Das praktische Handeln hat seitdem in der christlichen Kirche die gleiche Würde wie das Verkündigen. Gelebte Diakonie ist in ihr so wichtig wie der gefeierte Gottesdienst. Wir stoßen gegen dieses Urbild von christlicher Gemeinde, wann immer wir das Eine gegen das Andere ausspielen, wann immer wir nur das Eine ernstnehmen und das Andere von uns schieben.

² Eberhard Jüngel in seinem Referat zum Schwerpunktthema „Mission“ auf der 4. Tagung der 9. Synode der EKD in Leipzig 1999

Sieben Diakone wurden damals eingeführt. Wir erfahren alle ihre Namen. Und doch sind nur zwei von ihnen im Gedächtnis geblieben, Stephanus und Philippus. Denn von ihnen erzählt die Apostelgeschichte noch mehr. Von Stephanus berichtet sie, wie er durch Steine schrecklich getötet und zum Märtyrer gemacht wurde, von Philippus, wie er sogar einen Finanzminister aus Äthiopien zu Christus als seinem lebendigen Herrn bekehrte. Die anderen aber, deren Namen heute keiner mehr nennt, sind nicht weniger wichtig. Ihre Liebe zum Nächsten und ihr helfender Dienst sind vor Gott sind genauso geachtet.

8. Folgerungen

- Jede Zeit hat ihre besondere Herausforderung. Unsere Kirche ist hierzulande nicht auf Wüstenwanderung und ernährt sich nicht vom Manna. Wir werden auch nicht verfolgt um unseres Glaubens willen. Aber wir müssen eine große Kirche kleiner setzen – und dabei missionarische Kirche bleiben. Diese Herausforderung gilt es anzunehmen. Nüchtern und ohne Larmoyanz.
- Die Kirche stellt sich ihre Aufgaben nicht selber. Sie hat einen klaren Auftrag ihres Herrn. Aus diesem Auftrag gilt es, die heute wichtigen Aufgaben und Ziele zu entdecken und zu entwickeln. Dabei sind Mission und Weltverantwortung, Diakonie und Verkündigung zwei Seiten derselben Medaille. Glaube, Hoffnung und Liebe gehören zusammen, unzertrennlich.
- Das Evangelium von Jesus Christus überfordert Menschen nicht. Im Gegenteil. Es schenkt Freiheit, Vergebung und Luft zum Atmen. Darum darf kein Mensch zum Lastenesel werden, erst recht nicht in der Christengemeinde. Es gilt, die anstehenden Aufgaben auf viele Schultern zu verteilen. Kein Mensch kann alles, Gott sei Dank. In unserer Kirche gibt es nicht nur Aufgaben. Es gibt auch die unterschiedlichsten Gaben. Sie wollen entdeckt, gefördert und gewürdigt werden.
- Klare Strukturen entlasten Menschen, Transparenz wehrt Misstrauen und Ärger, Rollenklarheit gibt Sicherheit auf allen Seiten, Kommunikation fördert Vertrauen. Wo Leitung verantwortlich wahrgenommen wird, steht allen Beteiligten vor Augen, wohin die Reise geht: Aufgaben und Ziele sind klar benannt.
- Manche Stützen der Gemeinde standen gestern noch in keinem guten Ruf. Vielleicht noch immer nicht. Das war zu allen Zeiten so. Die Bibel erzählt ungeschminkt auch von menschlichem Versagen – gerade der Großen. Darum keine Angst vor den Menschen vom Rand, den Eldads und Medads. Christus baut seine Kirche auf Menschen, die aus der Hoffnung leben, die in ihnen ist. Lebendige, vom

Evangelium verzückte Zeugen stecken andere an mit Wort und Tat.

- Wer sind die Witwen, Waisen und Fremden heute? Wer wird übersehen und kommt zu kurz? Wie gehen wir mit Flüchtlingen um, mit Kindern aus armen Verhältnissen, wie mit kommenden Generationen. Gott ist Rückhalt und Anwalt der Schwachen. Christus sagt: in ihnen begegne ich euch.
- Gottes Geist befreit zum Leben. Er breitet sich aus und steckt an wie die Flamme des Lichts. Doch verfügen kann kein Mensch über ihn. Der Geist weht, wo er will. Er entfacht in Verzagten wieder Feuer und weckt die Lebensgeister. Dafür dürfen und sollen wir beten und auf seine Gegenwart vertrauen: Veni creator spiritus! Komm, Schöpfer Geist.

Lassen Sie mich mit einer chassidischen Geschichte schließen.
Manchmal kann auch Lachen das Herz wieder zum Brennen bringen.

Rabbi Elimelech sagte: *„Ich bin gewiss, der kommenden Welt teilhaftig zu werden. Wenn ich vor dem oberen Gericht stehe und sie mich fragen: ‚Hast du nach Gebühr gelernt?‘, dann werde ich antworten: ‚Nein.‘ Dann fragen sie mich: ‚Hast du nach Gebühr gebetet?‘, und ich antworte wieder: ‚Nein.‘ Und dann fragen sie mich zum dritten: ‚Hast du nach Gebühr Gutes getan?‘ Und auch dieses Mal kann ich nicht anders antworten. Da sprechen sie das Urteil: ‚Du sagst die Wahrheit. Um der Wahrheit willen gebührt dir ein Anteil an der kommenden Welt.‘“*³

³ aus Jürgen Ebach, Schriftstücke – Biblische Miniaturen, Gütersloh 2010, S. 261f

